Analysis of the ancient annals of Siam, in dem Journ. of the Indian Archipel. III. 1849. p. 568.
O'Riley, Notes on the tracts of the country lying between the head of the Zimmi river and the source of the Kaundra, adjacent to the Siamese border province of Ryout Raung. — ibid. IV. 1850. p. 164.
F. A. Neale, Narrative of a residence in Siam. London 1852.
Miche, Excursion au pays des Laos, au mois de juillet 1853, in den Nouv. Annal. d. voyages. 1854. I. p. 331.
Pallegoix, Description du royaume Thaï ou Siam. Paris 1854.
—, Mémoire sur la mission de Siam. Paris 1854. (Ein Auszug aus dem größeren Werke.)

W. Koner.

VII.

Die Javanesen [1]).

Künste und Wissenschaften sind bis auf einige wenige Ausnahmefälle den Javanesen völlig fremd. Malerei war ihnen bis auf die neuesten Zeiten, wo der Radeen Aleh, ein überaus talentvoller junger Mann, durch Bevorwortung des dortigen holländischen Gouverneurs auf Befehl der holländischen Regierung nach Europa geschickt wurde und eine seinen hervorragenden Anlagen angemessene Ausbildung erhalten hat, gänzlich unbekannt. Eben so wenig pflegen sie Bildhauerei. Die Musik befindet sich, so beliebt sie ist, auch noch auf einer sehr niederen Stufe. Die Kunst, Gedanken durch Schriftzeichen Anderen mitzutheilen, hat gleichfalls erst in diesem Jahrhunderte eine etwas größere Ausdehnung gewonnen. Sie ist jedoch trotzdem noch ausschließlich in den Händen der Priester und der vornehmsten Familien. Häuptlinge, sowie Persönlichkeiten, welche mit der holländischen Regierung in häufige Berührung kommen, fangen bereits an, sich der holländischen Sprache und Schriftzeichen zu bedienen.

Das einzige ursprünglich in javanischer Sprache geschriebene Werk

---

[1]) Dieser Aufsatz bildet die Fortsetzung des in den II. Band S. 81—125 dieser Zeitschrift aufgenommenen. Er ist nach den Memoiren des königl. niederländischen Majors a. D. Dietrich durch den Herrn Dr. Lazari hierselbst verfaßt worden und, wo sich in demselben Bemerkungen und Ansichten ausgesprochen finden, sind es immer die des genannten Beobachters. Gumprecht.

ist die Mythologie der Javanesen, welche 1725 auf Befehl des Sussuhunan (Kaisers) von Surakartá, Paku Buwono II., durch einen gewissen Kyahi Karto Moodsodko niedergeschrieben worden ist. Mathematik, Physik, Geographie und Geschichte haben auf Java noch keine pflegende Hand gefunden. Die Astronomie wird äußerst dürftig und in den rohesten Formen betrieben. Sie diente den Javanesen bisher nur zur ohngefähren Bestimmung der Tageszeit und zur Orientirung auf Reisen und militärischen Märschen.

In Gegenden, wo der Javanese durch europäische Uhren das richtige Zeitmaaß einer Stunde zu erlangen im Stande ist, haben gewisse Scharfsinn verrathende Vorkehrungen bereits Platz gegriffen. So z. B. habe ich Kokosnußschalen mit einer unten am Boden angebrachten kleinen Oeffnung daselbst vorgefunden. Auf das Wasser gethan, bedurfte es ungefähr einer vollen Stunde, bevor das zum Untersinken der Schale erforderliche Wasser durch die erwähnte Oeffnung eingedrungen war.

Der geringe Besitz zweckmäßiger Instrumente liefert den schlagendsten Beweis, auf welcher verhältnißmäßig niederen Stufe gewerblicher Bildung der Javanese sich befindet. Er hat es in manchen Dingen, z. B. in Anfertigung goldener Schmucksachen, in Schnitzereien von Kokosnußschale und hartem Holz zu Trinkgeschirren, Suppenkellen und Waffenklingen, ferner im Spinnen, Färben und Weben der Baumwolle und Seide, im Flechten von Decken aus Bast und Rohr, im Schmieden von Stich- und Hiebwaffen in gewisser Beziehung zwar recht weit gebracht, aber er bedarf zur Anfertigung dieser Kunstprodukte einer Geduld, die wahrhaft namenlos ist und wohl nur dem Javanesen eigen sein dürfte. In Städten und Gegenden Java's, wo industriöse Europäer oder Chinesen wohnen, werden zwar fremdländische Gewerbszweige, wie die Anfertigung von Schuhen und Stiefeln, zu Samerang auch schon von Eingeborenen, betrieben; im Innern des Landes kennt man aber etwas derartiges noch nicht. Die Hauptthätigkeit der arbeitenden javanischen Bevölkerung erstreckt sich daher mit Ausnahme der Städte- und Küstenbewohner in Friedenszeiten fast ausschließlich auf den Reisbau und Tauschhandel. In den Städten dagegen und namentlich in Samerang giebt es weniger Landbebauer, als Leute, welche ein gelerntes Handwerk, wie das eines Zimmermanns, Maurers, Ziegelstreichers, Töpfers, Eisen-, Kupfer-, Silber-

und Goldschmieds, eines Schuhmachers, Schneiders, Sattlers, Färbers, Webers und dergl. treiben.

Die Küstenbewohner legen sich wiederum ausschließlich auf den Fischfang, der sehr bedeutend ist, während noch andere meist der ärmeren Klasse angehörende Javanesen sich mit Reinigung der Wäsche, mit Bedienung reicher Europäer, mit Lasttragen u. s. w. in den Städten und Hafenplätzen beschäftigen.

Was die Erziehung der Kinder anbelangt, so wird für dieselbe in frühester Jugend wenig Sorge getragen. Der herrschenden Landessitte gemäß läßt man die Kinder bis zum sechsten Lebensjahre bei Regen und Sonnenschein ganz nackt umherlaufen. Reiche Familien in den Städten pflegen höchstens nach dem Vorbilde wohlhabender Chinesen dem nackten Kinde einige metallene Zierrathen umzuhängen. Mehr Sorgfalt, als der Körperbedeckung, widmet man dem Gedeihen der Haare, welche einerseits in der Absicht, das Wachsthum derselben zu fördern, andererseits um dem Ueberhandnehmen des darin sich vorfindenden Ungeziefers einigermaßen zu wehren, von Zeit zu Zeit abgeschoren werden.

Mit ersichtlicher Mühe gewöhnt man auf Java das Kind in frühester Jugend schon daran, über alle Maßen viel zu essen. Der Säugling wird dieser barbarischen Sitte zufolge mit einem Brei von gekochtem Reis und reifen Pisangfrüchten derartig vollgestopft, daß er zuletzt nicht mehr weiß, wie er den ihm gewaltsam eingezwungenen Speisebrei hinabwürgen soll. Aeltere Kinder sieht man sprichwörtlich den ganzen Tag hindurch essen oder, wenn es die Mittel der Eltern erlauben, an Naschwerk sich ergötzen.

Sobald sich das Kind dazu kräftig genug fühlt, folgt es seinen Eltern zur Arbeit und Thätigkeit. Reiche Familien dagegen, deren es selbst in den Städten unverhältnißmäßig wenige giebt, schicken ihre Kinder wohl auch, wenn sie sich bereits dazu eignen, in die Schule, wo sie, von Priestern unterrichtet, beten, schreiben und lesen lernen.

Zu den technischen Fertigkeiten, für welche man bei Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts wohl die meiste Sorge zu tragen gewöhnt ist, gehört vor Allem die Tanzkunst. Mädchen ärmeren Standes bilden sich auf diesem Wege, wie bereits erwähnt (Zeitschrift II, 119), zu Bajaderen und Tanzlehrerinnen heran, während der Mann im Zwei-

kampfe und als Vorkämpfer in der offenen Schlacht, der Landessitte gemäß, dem Feinde tanzend entgegen zu gehen pflegt (Zeitschrift II, 121).

Die auf Java herrschende Standes- und Rangordnung zerfällt zunächst:

1) In zwei unumschränkt herrschende erbliche Fürsten: den Sultan von Djockjakarta und den Sussuhunan (Kaiser) von Surakarta.

2) In ehemals erbliche unbeschränkte, jetzt aber gänzlich machtlose Fürsten, welche ihr Land gegen ein Jahresgehalt an die Holländer abgetreten haben, wie dies mit dem Sultan zu Cheribon und dem Sultan zu Bantam der Fall ist.

3) In Fürsten, welche von der holländischen Regierung an die Stelle der vorigen als Residenten eingesetzt wurden und aus Dankbarkeit für geleistete Dienste den Fürstentitel auf Lebenszeit erhielten.

Außerdem befindet sich noch am Hofe des Sultan von Djockjakarta sowohl, als an dem des Sussuhunan von Surakarta ein von der holländischen Regierung bestellter Resident. Er vertritt die Stelle eines Gesandten, welcher seit der 1825 unter Dipo Nagoro ausgebrochenen Revolution den Regenten in seinen Plänen und kriegerischen Unternehmungen zu überwachen hat.

4) In Adi Patti. Ist ein solcher, was meist der Fall zu sein pflegt, von hohem Adel, so führt er vor seinem eigentlichen Titel Adi Patti noch den eines Radeen.

Der Radeen Adi Patti am Hofe des Sussuhunan von Surakarta, sowie der Radeen Adi Patti am Hofe des Sultan von Djockjakarta sind im wahren Sinne des Wortes Reichsverweser oder erste Minister ihres Regenten. In den Gebietstheilen der holländischen Regierung dagegen steht der Radeen Adi Patti unter dem Residenten und führt den Titel „Regent".

5) Unter dem holländischen Radeen Adi Patti steht wiederum der Tommongong (oder Radeen Tommongong, wenn er von Adel ist), Districts-Oberhaupt.

6) Der einfache Patti (oder Radeen Patti) ist ohngefähr das, was der Bürgermeister in Deutschland, der Maire in Frankreich, der Alkalde in Spanien ist.

7) Das Oberhaupt eines großen Dorfes führt den Namen Demang.

8) Das Oberhaupt eines kleinen Dorfes endlich heißt Kuyn.

Dies ist die hauptsächlichste Rangordnung des amtlichen und in stufenweiser Unterordnung gebietenden Theiles der Bevölkerung auf Java. Wollte man die übrige Bevölkerung dieses Landes noch classifiziren, so würde man im Allgemeinen nur drei Stände zu nennen haben, nämlich: 1) den besitzenden Stand, 2) den besitzlosen Stand, dessen Angehörige sich gegen Löhnung zu Arbeit und Diensten verdingen, und 3) Sclaven oder den eigentlich dienenden Stand, der sich aus dem früheren hier üblichen Sclaventhume herausgebildet hat.

Von dem besitzenden Stande ist zu bemerken, daß er sich, je nach dem Werthe oder Umfange des zufälligen Besitzthumes, streng genommen wieder in mehrere Unterabtheilungen bringen ließe, und zwar:

1) In Leute, welche die nöthigen Baulichkeiten, Land, Ackergeräthschaften und Vieh besitzen.

2) In solche, welche wohl Baulichkeiten, Ackergeräthschaften und Vieh besitzen, das zum Reisbau erforderliche Land aber in Pacht nehmen.

3) In Personen, welche weder Vieh, noch Land besitzen und höchstens ein äußerst dürftiges Obdach ihnen eigen nennen dürfen. Sie bilden den Uebergang zu dem ganz besitzlosen, gegen Löhnung sich zu allerlei Diensten verdingenden Proletariat in den Städten und Hafenplätzen und unterscheiden sich von dem letzten eben nur durch den Besitz eines armseligen Obdachs und werden, wie die ganz Besitzlosen, Kulie genannt.

Sie unterstützen, wie die besitzlosen Kulie's, die wohlhabendere besitzende Klasse in Ausübung der mannigfachsten Beschäftigungen und werden namentlich zu Dienstleistungen, die von größeren Häuptlingen aus freiem Antriebe oder auf Verlangen der holländischen Regierung einem Kampong (Dorfe) auferlegt werden, benutzt.

Unter diesen Kulie's selbst herrscht insofern wieder eine gewisse Abstufung, daß die den Pferden beigegebenen Kulie's, Djangol's (Pferdejungen) genannt, die niederste Abtheilung ausmachen. Ihre Anzahl ist unter dem Dienste thuenden Personale von Bedeutung. Es ist hier nämlich Sitte, daß jedem gegen Lohn oder auf Befehl zum Reiten oder Lasttragen gelieferten Pferde ein solcher Kulie oder Djangol beigegeben wird. Derselbe läuft neben dem Kuda allus, einem sogenannten guten oder Herrenpferde, sowohl, als neben dem Kuda gladack, dem gewöhnlichen Pferde oder Klepper, selbst beim schärfsten Trabe, stets zu Fuß einher und sorgt für die nöthige Verpflegung des Thieres.

Ueber die zweite Klasse des besitzenden Standes, die sich durch Fleiß und unermüdliche Strebsamkeit auszeichnet, finden wir in einem im August 1842 von Batavia aus der holländischen Regierung übersandten Berichte höchst interessante Schilderungen, in welchen gleichzeitig die belehrendste Auskunft über die auf Java übliche Art und Weise des Reisbaues enthalten ist. Da uns bis jetzt über den Reisbau selbst nur skizzenhafte Berichte zu Theil geworden sind und jene Schilderungen, in denen unter anderem die große Mannigfaltigkeit der Reis-Sorten (es sind deren an 50) besprochen wird, einer eingehenderen Mittheilung werth erscheinen, so behalten wir uns vor, später darauf zurückzukommen.

Als dritter Stand der Bevölkerung auf Java können die mit dem Namen „Polynesen“ [1]) belegten Sclaven, deren Anzahl sich von Jahr zu Jahr vermindert, angeführt werden. Sie sind aber keine wirklichen Javanesen, sondern wurden vor Jahrhunderten aus fernen Inseln eingeführt und pflanzen sich heute nur noch auf die Weise fort, daß die Kinder jeder Sclavin auch wieder Sclaven werden. Die meisten Leute dieses Standes bieten trotz aller Vermischung der Sclavinnen mit Europäern und Chinesen so wahrnehmbare charakteristische Merkmale dar, daß an ihrer fremdländischen Abkunft wohl nicht zu zweifeln ist. Freigeborene können hier nie Sclaven werden. Die Zufuhr neuer Sclaven von auswärts her ist ebenfalls streng verboten. Die meisten Leute dieses Standes sind dem muhamedanischen Glauben ergeben und haben, was Charakter und Lebensweise anbelangt, viel Aehnlichkeit mit den Javanesen. Sie sprechen malaisch und javanesisch, bisweilen selbst gebrochen holländisch. Die meisten von ihnen verrichten die niederen Dienstleistungen in den Häusern der Christen (Europäer); bei den Chinesen findet man sie schon seltener, bei der einheimischen Bevölkerung aber gar nicht vor. Einzelne von ihnen treiben wohl ein Gewerbe; es gehört dieses aber zu den großen Seltenheiten und pflegt nur dann vorzukommen, wenn ein Sclave durch glückliche Zufälligkeiten seine Freiheit erlangt hat.

Der stete Umgang mit Europäern und Chinesen äußert sich, was Bildung und feinere Manieren anbelangt, bei den Sclaven in einer

---

[1]) Der Name Polynesen soll von dem malaischen Worte Pulo, Insel, hergeleitet sein. (Derselbe hätte hiernach also mit dem aus dem Griechischen gebildeten Worte Polynesier (für Australier) nichts zu thun. G.)

so günstigen Rückwirkung, daß sie in dieser Beziehung die Javanesen im Allgemeinen übertreffen. Die Stellung, welche sie in der menschlichen Gesellschaft einnehmen, ist allerdings eine sehr gebundene, aber keineswegs eine solche, wie man es bei der gefürchteten Bezeichnung Sclave anzunehmen geneigt ist. Ihre Lage ist vielmehr den Kulie's gegenüber in vielfacher Beziehung eine beneidenswerthe. Während der Kulie zum Tragen schwerer Lasten und zu anstrengenden Märschen in Anspruch genommen wird, mit magerer Kost und der nothdürftigsten Bekleidung vorliebnehmen muß und nicht selten obdachlos unter freiem Himmel oder unter einem Balkon sein dürftiges Nachtlager aufschlägt, wird der Sclave auf Java nie zu schweren Arbeiten außer dem Hause angehalten. Die Sorge um Kleidung und Nahrung ist ihm gänzlich fremd, dies ist ja Sache seines Herrn, der auch für das nöthige Obdach zu sorgen verpflichtet ist. Es kommt sogar öfter vor, daß Sclaven beiderlei Geschlechts, wenn sie im Dienste einer milden Familie geboren und mit den Kindern des Hauses aufgewachsen sind, wie zur Familie gehörend betrachtet werden.

Gleichzeitig überwacht die holländische Polizei diese Volksklasse mit einer so außerordentlichen väterlichen Sorgfalt, daß ihr Loos nach allen Richtungen hin ein erträgliches ist. Jede selbst noch so geringe Mißhandlung ist bei einer erheblichen Geldbuße und im Wiederbetretungsfalle bei Verlust des Anrechts, sich je wieder Sclaven halten zu dürfen, untersagt. Es darf ferner der Mann von der Frau, das unerwachsene Kind von den Eltern nicht getrennt, sondern nur in Gemeinschaft, wie es diese engen Familienbande gerade bedingen, verkauft werden. Der Generalgouverneur Baron van der Capellen ging im Jahre 1824 in der Beschränkung der Sclaverei sogar so weit, daß keinem Sclaven die Verpflichtung, seinem Herrn von Java nach einer anderen Insel als Sclave zu folgen, mehr oblag. Wer Sclaven besaß und Java verließ, mußte sie bei seinem Abgange verkaufen oder freilassen. Als Ausnahmen von dieser Regel galten nur solche Fälle, in welchen die Sclaven freiwillig die Erklärung, ihrem Herrn folgen zu wollen, abgaben.

Die ganze Sclaverei auf Java beschränkt sich demnach nur darauf, daß die betreffenden Individuen an den Dienst ihres Herrn gebunden sind und vermöge dessen Eigenthumsrechtes entweder im Wege

des freiwilligen Verkaufes oder des öffentlichen Meistgebotes an einen anderen Herrn abgetreten werden können.

Die Erfahrungen, welche ich über die eigentliche Lage der Sclaven auf Java während eines mehrjährigen Aufenthalts daselbst zu sammeln Gelegenheit hatte, berechtigen mich zu der Behauptung, daß die gänzliche Aufhebung der Sclaverei vielen, wenn nicht selbst den meisten Sclaven auf Java unwillkommener sein würde, als ihren Herren. Ungewöhnt an Sorge für den zum Lebensunterhalte erforderlichen Erwerb, würden sich sehr viele im Zustande der Freiheit nach ihrem früheren Loose wieder zurücksehnen und die viel gepriesene Erhebung zur vollen Menschenwürde gern mit der ehemaligen Gebundenheit vertauschen. Mangel und Entbehrung, zwei Dinge, welche der Kulie mit einem wahrhaft stoischen Gleichmuth erträgt, würden diese Sclaven tiefer beugen, als der Verlust völliger Ungebundenheit, an den sie von frühester Jugend an gewöhnt sind.

Daß einzelne Individuen dieser Klasse sich über ihr Loos beklagen mögen, will ich gern glauben. Sie mögen sogar ein unbestreitbares Recht dazu haben; wer aber vorurtheilsfrei, ohne phantastische Schwärmerei das eigentliche Wesen der Sclaverei, wie es auf Java sich allgemein und offen kundgiebt, näher betrachtet, der wird zugestehen müssen, daß der Sclave daselbst ein glücklicheres Loos hat, als Millionen armer Landleute und Dienstboten in dem civilisirten Europa, welche bei ihrer anscheinend vollkommenen Ungebundenheit sich oft mehr gefallen lassen und mehr arbeiten müssen, als der Sclave auf Java. Die Dienstboten und armen Landleute Europa's werden zwar nicht verkauft und dürfen sich freie Menschen nennen, sind aber durch Wechselverhältnisse und Zufälligkeiten in Wirklichkeit oft eben so gebunden, wie der javanesische Sclave, ohne den Schutz, dessen sich der letzte unter Hollands milder Obhut erfreut, zu genießen. Ihre Freiheit ist nur zu oft mit Kummer und drückenden Sorgen, wenn nicht selbst mit Noth und Hunger verbunden, ein Preis, der etwas zu hoch ist und von Vielen nur durch ein unverkennbares Siechthum des Körpers, wenn nicht selbst durch eine ersichtliche Abkürzung der ursprünglichen, den Naturgesetzen angemessenen Lebenszeit aufgewogen werden kann.

Außerdem ist aber noch zu bedenken, daß viele Menschen, und zwar häufig solche, welche mit dem ihnen vom Geschick zuertheilten

Loose wohl zufrieden sein könnten, sich ohne wirklichen Grund über die Härte ihrer Lage beklagen und, weil sie bei mangelnder Genügsamkeit sich nach Unerreichbarem vergeblich sehnen, das Vortheilhafte ihres Looses unterschätzen. Es ist dies eine Erscheinung, die sich auch auf dem Boden der javanesischen Sclaverei vorfindet und mich zu der Behauptung führt, daß so mancher von den über Gebundenheit etwa klagenden Sclaven auf Java ganz anders denken und urtheilen lernen würde, wenn er nur wenige Wochen hindurch seine Sclaverei mit der Freiheit so manches darbenden, unter dem Uebermaß der Arbeit hinsiechenden Europäers zu vertauschen Gelegenheit hätte.

Um nur eines einzigen dafür sprechenden Beispiels zu gedenken, will ich folgendes thatsächlich von mir Erlebte wahrheitsgetreu mittheilen.

Einer meiner Freunde zu Samerang, welcher im Besitze einer aus Mann, Frau und zwei Kindern bestehenden Sclavenfamilie war, hatte längst hinreichende Ursache gehabt, sich über das jüngste Sclavenkind zu beschweren. Eine ihm angeborene Milde und aus reiner Gutmüthigkeit hervorgehende Nachsicht ließen ihn aber so manches Strafbare übersehen, bis endlich dieses Kind, ein Mädchen von 10 Jahren und täglicher Spielgenosse der Kinder seines Herrn, durch seine allbekannte Böswilligkeit doch einmal dessen Unwillen dergestalt heraufbeschwor, daß er eine kleine Strafe für angemessen fand.

Das Sclavenkind suchte sich aber laut aufschreiend der wohlverdienten Strafe durch die Flucht zu entziehen, verlor in dem Augenblicke, wo es sich nach meinem ihm nachfolgenden Freunde umsah, von einer Ohrfeige getroffen, das Gleichgewicht und fiel mit dem Kopfe an die Thürpfoste. Unglücklicher Weise war die an sich unbedeutende Verletzung, welche das Kind auf diese Weise erlitt, mit einer leichten Blutung verbunden, ein Umstand, den die auf das Geschrei des Kindes herbeieilende Mutter desselben insofern auszubeuten bemüht war, daß sie wo möglich noch lauter, als das Kind, aufschrie, dasselbe auf den Arm nahm und zornentbrannt nach der Polizeibehörde eilte.

Mein Freund, selbst erschrocken über den unglücklichen Vorfall, der gar nicht seiner Absicht entsprach, begab sich, nachdem die Sclavin bereits unter lautem Geschrei die halbe Stadt durchlaufen und, um dem Vorfall eine ernstere Deutung zu geben, das ganze Gesicht des Kindes

mit dem aus der Wunde hervortretenden Blute überstrichen hatte, auch nach dem Polizeibureau. Vergebens erzählte er den wahren Hergang der Sache; er wurde, so geringfügig auch das Resultat einer sorgfältigen Untersuchung der Wunde ausfiel, zu einer Strafe von 10 Gulden verurtheilt und mit der Warnung, im Wiederbetretungsfalle sich nie mehr Sclaven halten zu dürfen, entlassen.

Außer diesen Fremdlingen, welche im Wege der Gewalt nach Java gelangten und sich mit der Zeit hier dergestalt eingebürgert haben, daß sie bei der Beschreibung der Bewohner Java's unmittelbar nach der ursprünglichen Bevölkerung angeführt zu werden verdienen, leben auf Java noch viele Europäer und Chinesen.

Die meisten der hier lebenden Europäer stehen wohl in holländischen Diensten und gehören, was Nationalität und Abkunft anbelangt, den verschiedensten Völkerstämmen und Ständen Europa's an. Die größere Mehrzahl dieser Leute kommt nur vorübergehend und in der Absicht, in holländischen Staatsdiensten ihr Glück zu machen, nach Java. Klimatische Beschwerden und Diätfehler raffen viele von ihnen unglaublich schnell hinweg, während andere aus gesundheitlichen Rücksichten oder von unbezähmbarer Sehnsucht nach dem Heimathlande getrieben, früher nach Europa wieder zurückkehren, als sie es ursprünglich sich vorgenommen hatten.

Noch andere kommen in Handelsbeziehungen nach Java, meist nur um hier einige Zeit zu verweilen und dann wieder abzureisen. Der kleinere Theil dieser letzten nur legt hier den Wanderstab nieder, um sich eine neue Heimath für die Lebenszeit zu gründen. Trotzdem hat sich die Zahl der für die Dauer hier wohnenden Europäer im Wege der Fortpflanzung schon beträchtlich vermehrt und in den größeren Städten Java's den Typus der ursprünglichen Bevölkerung theilweise ganz verdrängt. Heimische Sitten und Gebräuche haben sich mit ihnen hier eingebürgert und es ist mit den Sitten und Gebräuchen der ursprünglichen Bewohner des Landes eine mehr oder weniger große Veränderung vorgegangen.

In einem ungleich höheren Grade, als dies mit den Europäern der Fall ist, hat die Anzahl der auf Java lebenden Chinesen zugenommen und zwar bereits so mächtig, daß neue Ankömmlinge aus China sich nicht mehr daselbst niederlassen dürfen. Abgesehen davon, daß fast

alle früher nach Java gelangten Chinesen, sobald sie hier einigermaßen ihr Fortkommen fanden, ihre neue Heimath nicht mehr verließen, so nimmt auch die Zahl der hier weilenden Chinesen durch eine segensreiche Fortpflanzung außerordentlich zu. Unter sich durch Sitten, Gebräuche, Charakter, Religion und Bildung zu einem eigenen, von anderen Nationen vollständig gesonderten Ganzen verbunden, leben sie hier in Form geschlossener Gemeinden mit eigener, dem Oberhohheitsrechte der holländischen Regierung unterworfener Gerichtsbarkeit. Ihrer Strebsamkeit wegen für den Europäer in diesen Gegenden fast unentbehrlich, bilden sie, was Zahl und Ueberlegenheit an kaufmännischem Geiste anbelangt, bereits einen wichtigen Theil der Bevölkerung auf Java sowohl, als in den übrigen holländisch-ostindischen Besitzungen.

Ungeachtet der alljährlich sich erneuernden Zuzüge von Europäern und der früheren massenhaften Einwanderung von dem näher liegenden China aus ist Java verhältnißmäßig noch immer sehr schwach bevölkert. In seinem Innern überaus reich an mächtigen Urwäldern, in denen die Dörfer der Javanesen colonienartig zerstreut daliegen, birgt es im Bereiche der Thier- und Pflanzenwelt den größten Reichthum. Großartige Treibjagden, welche zur Belustigung der holländischen Offiziere und Beamten durch die größeren Häuptlinge des Landes von Zeit zu Zeit veranstaltet werden, wirken zwar sehr verheerend auf den Wildstand ein; letzte ist hier jedoch so enorm, daß an eine Schonung des Wildes gar nicht gedacht wird. Jeder Jagdliebhaber, der Eingeborene so wie der Fremde, kann auf Java nach Herzenslust schießen, wann er will und was ihm gerade zum Schuß kommt.

Die einzige Gattung von Wild, welche am ehesten eine nachhaltige Verminderung erleiden dürfte, ist die der katzenartigen Raubthiere, die hier durch einen äußerst kräftigen Schlag von Tigern vertreten ist. Thieren und Menschen durch seine Kühnheit und Stärke gleich gefährlich, gilt der Tiger allgemein für das schädlichste Thier des Landes, zu dessen allmäliger Ausrottung die holländische Regierung durch eine Preisaussetzung von 15 Gulden für jedes lebendig oder todt eingebrachte Stück das ihrige beizutragen bemüht ist.

Am Tage im Dickicht der Urwälder, in Reisfeldern und Schilfrohr sich verbergend, umschleicht er des Nachts die Dörfer und Forts

und raubt mit ungeheurer Kühnheit, was er nur immer zu erreichen vermag. Ja er geht im Binnenlande in seiner Verwegenheit oft so weit, daß er sogar die mit geladenen Schießwaffen und Seitengewehren versehenen Schildwachen überfällt und entführt. Die einzigen Mittel, sich in Gegenden, wo Tiger existiren, vor einem unerwarteten Unfalle zu schützen, sind bei Tage starker Lärm, lautes Geschrei und klapperndes Geräusch, und des Nachts brennende Fackeln. Schuß- und Stichwaffen sind, da der Tiger seine Beute unbemerkt zu beschleichen und im schnellen Sprunge zu ergreifen weiß, äußerst trügliche Schutzmittel.

Bei all' seiner Kühnheit und Raubgier ist der Tiger auch wieder in gewisser Beziehung furchtsam und leicht einzuschüchtern. So z. B. habe ich nie bei einer Treibjagd, so viele ich deren auch mitgemacht habe, einen Tiger zum Vorschein kommen sehen. Dieselbe Beobachtung hatten Jagdliebhaber von der holländischen Colonie gemacht und, so wie ich, bei Treibjagden öfter den Wunsch, einige Tiger zum Schusse zu bekommen, in Gegenwart des die Jagd veranstaltenden Häuptlings ausgesprochen. Jedesmal aber lautete die Antwort: „Tida tuhan, matjang terlolu takot dia tida kaloar," (mein Herr, der Tiger ist zu furchtsam, er kommt nicht heraus).

Zur weiteren Bestätigung dieser Behauptung wurde uns dann noch mitgetheilt, daß der Tiger, sobald das laute Geschrei und Klappern der Treiber zu seinen Ohren dringt, zitternd vor Angst im Dickicht sich zu verbergen sucht und so lange möglichst ruhig verhält, bis die Gefahr vorüber ist. Die Treiber pflegen deshalb auch die dichtesten Sträucher nicht mit Sorgfalt zu durchsuchen, erheben vielmehr, so oft sie in deren Nähe gelangen, einen um so stärkeren Lärm. Bemerken die Treiber zufällig einen Tiger im Gesträuch, so verlieren sie denselben, so lange es angeht, nicht aus den Augen, beeilen sich aber auch gleichzeitig, aus seiner gefährlichen Nähe zu kommen, weil derselbe trotz aller Angst doch, zu sehr gereizt, einen gefährlichen Sprung wagen könnte.

Die gebräuchlichste Art, in den Besitz eines Tigers zu gelangen, ist auf Java die, ihn lebendig und unversehrt zu fangen. Die Eingeborenen fertigen zu diesem Zwecke einen tragbaren Käfig von Bambu tuah, einer weniger starken, als festen Bambusart. Seine Form ist die eines länglichen Vierecks, dessen Höhe 6 Fuß, dessen Breite auch

6 Fuß, dessen Länge aber gewöhnlich 10 Fuß beträgt. Der innere Raum des Käfigs ist vermittelst einer Scheidewand in zwei ungleiche Hälften getheilt, von denen die eine 3 Fuß, die andere 7 Fuß in ihrer Länge mißt. Die kleinere ist zur Aufnahme einer jungen Ziege, die größere dagegen für den zu fangenden Tiger bestimmt. Der Käfig an und für sich ist aus fest und dicht aneinander gebundenen Bambusstangen gefertigt und mit zwei Thüren versehen. Die eine befindet sich in der Scheidewand des Käfigs, läßt sich fest verschließen und dient zur Einbringung der jungen Ziege in den für sie bestimmten Raum. Die zweite, ungleich größere, ist eine von außen in die längere Hälfte des Käfigs führende Fallthüre, welche, sobald der Tiger in den für ihn bestimmten Raum eintritt, zuschlägt und sich, wie sehr auch immer der Gefangene rasen und toben mag, ohne kundige Menschenhände nicht mehr öffnet.

Sobald man einen Tiger zu fangen wünscht, — was tiefer im Binnenlande am häufigsten auf Befehl der Häuptlinge geschieht, — wird ein solcher Käfig, mit einer jungen Ziege versehen, vermittelst der beiden außen an seinen Längenseiten angebrachten Bambusstangen in den Wald getragen oder auch bloß gegen Abend außerhalb des um das Dorf laufenden Zaunes mit geöffneter Fallthüre hingestellt. Kommt nun ein Tiger, durch das klägliche Geschrei des Ziegenlämmchens angelockt, an den Käfig heran, so umschleicht er denselben zuerst mit großer Vorsicht und sieht zu, ob er nicht, ohne in den ihm verdächtigen offenen Raum des Käfigs treten zu müssen, das Lämmchen erreichen kann. Erst nachdem er sich von dessen Unmöglichkeit überzeugt hat, wagt er, beim Anblick des durch die weniger dichten Bambusstäbe der Scheidewand deutlicher zu sehenden Ziegenlammes, den Sprung nach dem inneren Raume des Käfigs, wobei er die Stütze der Fallthüre gleichzeitig umreißt und sich, ohne die lockende Beute zu erreichen, selbst fängt.

Sobald der Tiger das Traurige seiner Lage gewahrt, denkt er an das Fangen des Ziegenlammes nicht mehr, fängt vielmehr an, fürchterlich zu brüllen und zu rasen, springt mit namenloser Wuth an den Wänden des Käfigs empor und sucht dieselben zu zerkratzen und zu zerbeißen. Dadurch aufmerksam gemacht, eilen die Dorfbewohner, mit brennenden Fackeln und Lanzen bewaffnet, unter lautem Geschrei

herbei und sehen zu, ob es ein ausgezeichnet großer Matjang radja, ein Königstiger ist oder nicht. Im ersten Falle tragen sie ihn sammt dem Käfige und der Ziege zum Regenten, im letzten machen sie eine kleine Oeffnung oben in den Käfig und tödten ihn durch einen Schuß oder auch durch Lanzenstiche.

Die einzige Möglichkeit, einen Tiger mit der Schußwaffe zu belauern und zu erlegen, soll darin bestehen, daß man in einer tigerreichen Gegend ein junges Schaf oder eine Ziege an einen Baum anbindet und sich selbst in den Zweigen des Baumes versteckt. In der Nähe von Mergalonju (auf Java), wo uns die Tiger so manche Schildwache vom Posten geraubt hatten, versuchte ich in Begleitung einiger Kameraden, ohne zuvor eines der erwähnten Thiere in meiner Nähe befestigt zu haben, zu wiederholten Malen, von einem Baume herab den Tigern aufzulauern. Wir sind jedoch stets ohne Erfolg, wohl aber von Mosquito's tüchtig zerstochen, nach Hause zurückgekehrt. Es mag überhaupt ziemlich schwierig sein, einen Tiger auf diese Weise zu überlisten, zumal derselbe in ungereiztem Zustande, bevor er auf seine Beute losgeht, stets erst umherspäht, ob er auch wohl ohne Gefahr für seine Freiheit und sein Leben den Sprung wagen darf. Wittert er Verrath, dann entfernt er sich brüllend.

Eben so wenig, wie der Tiger, kommen Leoparden oder andere katzenartige Thiere bei Treibjagden zum Vorschein. Leoparden mögen überhaupt hier zu den seltneren Erscheinungen gehören, als die Tiger, denn ich erinnere mich nicht, je etwas von einem erlegten oder gefangenen Leoparden gehört zu haben. In um so größeren Schaaren kommen dagegen bei solchen Jagden verschiedene Arten von Hirschen und Schweinen, sowie Rehe zum Vorschein. Sie brechen zu Hunderten aus dem Gebüsch hervor, verschwinden aber mit derselben Schnelligkeit, mit der sie erscheinen, wieder, so daß die wenigsten von ihnen von den für sie bestimmten Kugeln erreicht werden. Behend und schüchtern, wie sie sind, stürzen sie pfeilschnell und unaufhaltsam in mächtigen Sprüngen theils an den sie erwartenden Jägern vorüber, theils über dieselben hinweg, um spurlos im Dickicht des Waldes wieder zu verschwinden.

Auf Einzeljagden, die gewöhnlich sehr lohnend ausfallen, schießt man seltener Hochwild, weil man sich der vielen Tiger wegen weniger

in die dichtesten Stellen der Wälder hineinwagt. Um so häufiger schießt man mehrere Arten wilder Schweine, die hier ganz vorzüglich zu gedeihen scheinen. Sowohl Hirsche, als Schweine, werden auf der gewöhnlichen Einzelnjagd am häufigsten in den frühen Morgenstunden, zu welcher Zeit sie aus den Wäldern hervorzubrechen und Nahrung zu suchen pflegen, geschossen.

Gewöhnliche Schnepfen und Reisvögel, zwei schmackhafte Geflügelgattungen, trifft man in der Nähe von Reisfeldern in Masse. Edelschnepfen, Waldhühner, Pfauen und Bergam (eine eigene Art großer wilder Tauben) waren oft schon nach einer halben Stunde Gehens im Walde anzutreffen. Pfauen pflegt man, so wohlschmeckend sie auch hier sind, mit einer gewissen Vorsicht zu schießen, denn hier zu Lande giebt es ein Sprüchwort, das sich häufig bewahrheiten soll. Es lautet: „Wo sich Pfauen zeigen, da ist auch der Tiger nicht weit." Diese Thiere lassen sich überhaupt schwer erlegen; sie sind sehr scheu und locken durch ihr öfteres Auffliegen und Wiederniederlassen leicht bis an gefährliche Stellen des Waldes.

Eichhörnchen sind ein beliebtes Wildpret. Affen werden dagegen nur dann geschossen, wenn man eine Einfassung um eine Schabracke oder einen Deckel zum Pistolenhalter bedarf. Ich selbst habe in Folge eines Ereignisses, das in mir einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen hat, nur wenige Affen geschossen. Dr. Boerlage, mein treuer Jagdgefährte auf Java, schoß nämlich eines Tages nach Affen und traf bei dieser Gelegenheit eine Affenmutter. Sie stürzte, tödtlich getroffen, ein Junges mit den Armen fest umschließend, vom Baume herab und starb weinend. Es war dies für uns eine so erregende Scene, daß Dr. Boerlage den Schwur ablegte, nie wieder Affen zu schießen. Seinem Beispiele folgend, habe ich seitdem auch nie wieder Affen geschossen [1]).

[1]) Einen ganz ähnlichen erschütternden Eindruck machte der Anblick eines sterbenden afrikanischen Affen auf einen der Offiziere der britischen Untersuchungs-Expedition des Capt. Owen, der am Zaire denselben tödtlich verwundet hatte, und so ergriffen wurde, daß er den festen Vorsatz faßte, nie wieder auf Kosten der Menschlichkeit ein solches Vergnügen zu suchen (United Serv. Journal 1831, daraus in Berghaus Annalen 1832, VI, 70) G.

(Schluß folgt.)

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Zeitschrift für allgemeine Erdkunde

Jahr/Year: 1855

Band/Volume: 4

Autor(en)/Author(s): Gumprecht Thaddäus Eduard

Artikel/Article: Die Javanesen 210-224